

Sie sind die Begleitung auf dem letzten Weg

Fürsorge, die nicht im Krankenhausplan steht: Das TAGBLATT sammelt Spenden für die Palliativstation im Paul-Lechler-Krankenhaus

Stationsleiterin Sigrid Neher und Oberärztin Christina Paul betreuen auf der Palliativstation im Paul-Lechler-Krankenhaus jeden Tag Schwerstkranke. Dieses Jahr können die TAGBLATT-Leser – neben einem Arztmobil für Flüchtlinge – die neue Palliativstation mit Spenden unterstützen.

LORENZO ZIMMER

Tübingen. Wenn Sigrid Neher von ihrer Arbeit nach Hause kommt und die Tür hinter sich schließt, atmet sie erstmal tief durch. Denn von ihrer Station nimmt sie immer auch etwas mit nach Hause. Aber aus den oft traurigen Geschichten, die sie als Stationsleiterin der Palliativabteilung im Paul-Lechler-Krankenhaus (PLK) erlebt, zieht sie etwas Positives: Sie lassen sie ihr eigenes Leben anders betrachten. „Man fragt sich schon manchmal, was man mit den 20 Jahren gemacht hat, die man mehr hatte als ein gerade verstorbener Dreißigjähriger“, sagt Neher nachdenklich. Dadurch lebe sie bewusster.

Ihrer Kollegin Christina Paul geht es ähnlich. „Über all die großartigen Begegnungen in meinem beruflichen Leben könnte ich ein Buch schreiben“, sagt sie. Die 37-jährige Medizinerin ist die verantwortliche Oberärztin für die Palliativstation im PLK. Die Palliativmedizin widmet sich der Versorgung von schwerstkranken Patienten. Sie zielt nicht mehr auf Heilung der Krankheit, sondern auf Linderung der Symptome. Oft wird sie auch als sterbebegleitende Medizin bezeichnet. Paul nennt ihre Arbeit nur „Begleitung“. Das Wort „austherapiert“ mögen Neher und Paul nicht: „Der Begriff richtet psychologisch großen Schaden an“, sagt Paul. „Der Krankheitsverlauf ist individuell und immer anders“, so die Oberärztin weiter.

Dr. Christina Paul

Verantwortliche Oberärztin auf der Palliativstation im PLK

1978 geboren in Albstadt-Ebingen
1998 Abitur an der Liebfrauenerschule in Sigmaringen
1998 - 2004 Medizinstudium in Tübingen
2004 - 2013 Facharztausbildung für Hämatologie an der Universitätsklinik Heidelberg und der Filderklinik
2006 Geburt des Sohnes Joshua
2008 Geburt der Tochter Liv Sophie
Seit 2014 verantwortliche Oberärztin auf der Palliativstation im PLK
Seit Dezember 2015 ärztliche Leiterin des Tübinger Projekts für häusliche Betreuung Schwerkranker

Gerade deshalb sei im Bereich der Palliativmedizin oft mehr Zuwendung nötig, als der Krankenhausplan vorsieht – medizinisch und menschlich. „Wenn ein Patient zu uns kommt, schauen wir erstmal wo er steht“, sagt Neher. Oft beginnt noch im Aufnahmezimmer die Schmerztherapie. „Da sind wir, was die medizinische Behandlung angeht, sehr schnell“, wirft Paul ein. „Auf der anderen Seite ist es dann wichtig, dass wir unsere Abläufe an die Bedürfnisse und Wünsche des Patienten anpassen und nicht umgekehrt“, so Neher weiter.

Das bedeutet zum Beispiel, dass ein Patient nicht um 8 Uhr frühstücken muss, nur weil die anderen Patienten um diese Zeit ihr Frühstück bekommen. „Wenn ein Patient bis 11 Uhr schlafen will, muss das möglich sein“, sagt Paul. Da müsse das Krankenhaus-team flexibel sein. Ähnlich ist es bei den Gesprächen mit Angehörigen. Auch dafür muss im Team um Neher und Paul immer Zeit sein. „Diese Stunden sind streng genommen nicht finanziert, aber für unsere Arbeit unheimlich wichtig“, so Paul.

Überhaupt: Die Arbeit der beiden funktioniert nur im Team. Deswegen wollen sie im Gespräch nur ungern über sich selbst sprechen: „Es geht hier nicht um uns“, sagen sie wie aus einem Munde. „Es geht um die Patienten und um alle Mitarbeiter, die so viel Besonderes leisten.“ Es geht um die ganze Station.

Die Medikation, über die ein Arzt entscheidet, sei dort nur ein geringer Teil der Arbeit: „Wir gehen mit dem Patienten zusammen einen Weg“, sagt Paul. Meistens bauen die Patienten zu einem ihrer Begleiter aus dem Palliativ-Team eine besondere Bindung auf. Zu wem sie Vertrauen finden, sei nicht steuerbar: „Das kann mit jedem Mitarbeiter geschehen. Mit dem Arzt, dem Therapeuten, dem Pfleger.“ Und dieser Mitarbeiter braucht dann Rückhalt und

Sigrid Neher

Stationsleiterin auf der Palliativstation im PLK

1966 geboren in Rottweil
1984 Abschluss der mittleren Reife an der Wirtschaftsschule in Rottweil
1986 - 1989 Ausbildung zur Krankenschwester
1989 - 1993 Krankenschwester in der Universitätsklinik Tübingen
1993 Geburt der Tochter Ronja
1995 Geburt des Sohnes Robin
Bis 1999 Krankenschwester in Teilzeit
1999 - 2009 Krankenschwester im Paul-Lechler-Krankenhaus
Seit 2009 Stationsleiterin der Palliativstation im Paul-Lechler-Krankenhaus



Oberärztin Christina Paul (links) und Stationsleiterin Sigrid Neher hoffen auf zahlreiche Spenden von TAGBLATT-Lesern für die Einrichtung der Palliativstation im neuen Bettenhaus des Paul-Lechler-Krankenhauses. Dabei geht es auch um Geld für einen großzügigeren Aufenthaltsraum und neue Therapieangebote. Bild: Metz

Unterstützung von seinen Kollegen, um dem Patienten gerecht zu werden.

Doch wie soll man einem Sterbenden gerecht werden? Zunächst räumt Paul ein Vorurteil aus: „Zwei Drittel unserer Patienten verlassen unsere Station auch wieder.“ Sie gehen zurück nach Hause, ins Hospiz oder in betreute Wohngemeinschaften. Zu Hause können dann weitere Betreuung in Anspruch nehmen.

Seit Dezember leitet Christina Paul als Nachfolgerin von Thomas Schlunk das Tübinger Projekt für häusliche Betreuung Schwerkranker. Die Mitarbeiter des Projekts helfen im Alltag und versuchen dem Patienten ein weitgehend normales Leben zu ermöglichen.

Im Durchschnitt bleiben Patienten bis zu vier Wochen auf der Palliativstation – manche sterben nach wenigen Stunden. Die Gründe, aus denen die Patienten auf die Palliativstation kommen, sind schwerwiegend: Atemnot, ständiges Erbrechen oder geistige Verwirrung. „Wenn diese Symptome eindeutig für das Eintreten der Lebensendphase stehen, befinden sich die Patienten in größter Not“, so Paul. Zur physischen Be-

lastung für die Patienten kommt dann die psychische hinzu.

Von ärztlicher Sterbehilfe halten Paul und Neher nichts. Zu oft haben sie erlebt, wie sich das Blatt wendet: „Das muss nicht heißen, dass die Patienten gesund werden“, so Paul.

Sehr gut erinnert sie sich an einen Fall aus dem Jahr 2013. Über Tage hinweg litt eine Tumorkranke an starkem Würge- reiz. Sie konnte kaum essen oder sprechen, geschweige denn schlafen. Auf die Frage, ob sie etwas nicht so richtig verdaut habe, sprach sie von einem Erbschaftsstreit mit ihrer Schwester.

„Seither herrschte Funkstille zwischen den beiden“, erinnert sich Paul. Die Ärztin griff zum Telefon, machte die Schwester mit Erlaubnis der Patientin ausfindig. Als die den Skiurlaub abbrach und es zur Aussprache kam, konnten die Schwestern ihren Streit beilegen. „Danach war der Würge- reiz weg“, sagt Paul. „Das war wie eine Erlösung.“

Es seien solche Aussöhnungen, solche familiären Prozesse, die den Lebensabend vieler Patienten prägen. „Ich kann die Angst vor dem Leid und dem Kontrollverlust sehr wohl verstehen, aber man beraubt sich solcher Möglichkeiten, wenn

man seinem Leben selber ein Ende setzt“, so Paul. Deshalb kämpfen Neher und Paul gemeinsam mit ihrem Team für ihre Patienten – jeden Tag. Und damit ihr Team dafür in Zukunft noch bessere Bedingungen hat, hoffen sie auf die Hilfe der TAGBLATT-Leser. Im neuen Bettenhaus des PLK wird eine große Palliativstation entstehen. Statt wie bisher auch aus Doppelzimmern, wird die neue Station aus zehn Einzelzimmern bestehen. Großzügigen Zimmern, damit Angehörige auf einem Beistellbett auch nachts bei ihren Liebsten bleiben können. Und mit schöner Einrichtung, damit sich die Patienten wohl fühlen. „Die Atmosphäre eines Raums ist

unserer Erfahrung nach unheimlich wichtig“, sagt Neher. Bisher beschäftigt das PLK für die Palliativstation einen Musiktherapeuten. Mit den Spenden soll das Therapieangebot erweitert werden: Kunsttherapie, Ergo- und Physiotherapie, mehr Seelsorge für Angehörige, mehr persönliche Betreuung für die Patienten.

„Wenn man sieht, wie wichtig die Arbeit unserer Musiktherapeuten ist und wie sehr unsere Patienten das genießen, dann ist klar, dass wir darauf nicht mehr verzichten können“, so Neher. „Da geht es nicht um ein Wellnessprogramm für den Patienten, sondern um Ablenkung vom Alltag und individuelle Betreuung.“

„Es geht nicht um ein Wellness-Programm für die Patienten.“
 Sigrid Neher

„Wenn ein Patient bis 11 Uhr schlafen will, muss das möglich sein.“
 Christina Paul



Info In der heutigen Zeitung finden Sie einen Überweisungsträger für Ihre Spenden. Unsere Kontonummer lautet: DE 9464 1500 2000 0017 1111 (Kreissparkasse) oder DE 9164 1901 1001 7111 1001 (Volksbank). Bitte vermerken Sie, wenn Sie anonym bleiben, eine Spendenbescheinigung benötigen oder ein bestimmtes Projekt unterstützen möchten. Projekt 1 ist eine mobile Arztpraxis, Projekt 2 die Palliativstation des Paul-Lechler-Krankenhauses.

Er gab dem Hemd einen Namen

Der Tübinger Textilunternehmer Viktor Ackel wird heute 90 Jahre alt

Er hat aus dem Nichts ein renommiertes Unternehmen aufgebaut. Der Tübinger Hemdenmacher Viktor Ackel feiert heute seinen 90. Geburtstag und blickt zurück auf ein ungewöhnlich aktives Leben.

FRED KEICHER

Tübingen. Eigentlich war sein größter Wunsch, Musiker zu werden – bis der Jagdflieger in den letzten Kriegstagen beide Hände verlor. Damals war Viktor Ackel gerade 19 Jahre alt. Neben seinen Talenten als Kaufmann, Techniker und Kreativer, sagt Andreas Ackel, 56, über seinen Vater, hatte er noch ein ganz besonderes: „Er ließ sich nie unterkriegen.“

Nach Tübingen kam er ins Lazarett. Lange hielt es ihn dort nicht. Es drängte ihn nach Reutlingen in die Wirtschaftsoberschule. Nach einer Ferdinand-Sauerbruch-Operation konnte er mit dem rechten Unterarmstumpf wieder einen Bleistift halten. 1949 gründete er mit 150 D-Mark Startkapital seine Firma in Pfalzgrafenweiler und produzierte Schlafanzüge.

Die Schlafanzug-Hemden müssen so elegant gewesen sein, berichtet Vera Ackel, 29, über den

Großvater, dass sie von vielen auch als Oberhemd getragen wurden. Viktor Ackel wurde Hemdenfabrikant und verlegte seine Firma nach Tübingen in die Schaffhausenstraße 1. Ackel – das wurde zum Synonym fürs Hemd. Werbe-Kooperationen mit James Bond 007, Pan Am, Gauloises und Porsche prägten das Firmenimage.

Als Unternehmer und als Kreativer brachte er seine Firma nach oben. Wenn bei Vertreterversammlungen die neue Kollektion diskutiert wurde, saß der Chef dabei, hörte zu und zeichnete. Am Schluss war die neue Kollektion fertig. Viktor Ackel malte auch – immer samstagsabends, wenn er Zeit hatte. Und beim Autofahren verzichtete er auf Servolenkung und Automatikgetriebe.

1960 wurde in der unteren Schaffhausenstraße der Shedbau errichtet. Der Nähssaal hatte 200 Plätze. 1974 wurde das Hochhaus gebaut. Es steht auf einer Stahlkonstruktion über den Shedhallen. Die Bauweise hatte Viktor Ackel in den USA kennengelernt, sein Hochhaus war in Deutschland ei-

nes der ersten, das so gebaut wurde. Die Krise der Textilindustrie in den siebziger Jahren ging auch an Ackel nicht spurlos vorbei. Man errichtete ein Zweigwerk in Tunis-Karthago (Ackels Nachbar war Adidas) und beschäftigte auch dort 200 Näherinnen. Die Sache funktionierte nicht. Das Abenteuer brachte der Firma erhebliche Verluste. Dennoch erhielt Viktor Ackel im Jahr 1977 für sein kreatives Schaffen den Oscar der Textilbranche.

Heute ist Ackel ein Unternehmen, das in dritter Generation familiengeführt ist. Die Enkelin Vera hat Textilbetriebswirtschaft studiert und übernimmt im neuen Jahr die Geschäftsleitung. Vorher hat sie zwei Jahre als Assistentin ihres Vaters gearbeitet. Und bis vor wenigen Jahren war auch Viktor Ackel noch jeden Tag im Betrieb. „Unverändert wird Opa in vielen Belangen um Rat gefragt“, sagt Vera Ackel anerkennend.

Sie will sich wieder auf die Stärken der Marke besinnen. Die Hemden werden noch immer in Tübingen entworfen und inzwischen in Polen produziert – in einem kleinen

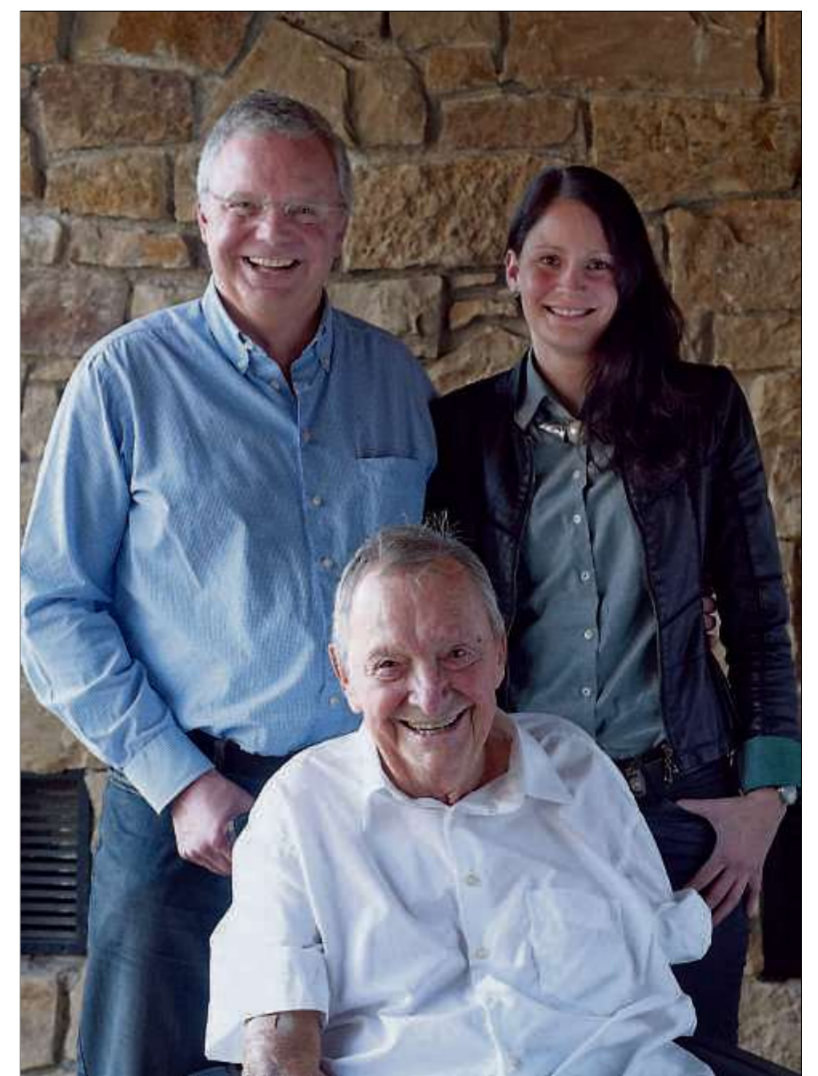
Betrieb mit 25 Näherinnen. Der Vorteil sei: hochwertige, exklusive Kleinserien („Limited Edition“) und Smokinghemden. Verwendet werden ausschließlich Stoffe aus reinen Naturfasern, feinsten Garnen und edlen Vollzwirnen. Großen Wert legt das Unternehmen auch auf individuelle Beratung im Tübinger Fabrikverkauf.

Vera Ackel präsentiert im nächsten Jahr eine neue Kollektion der legendären 959 Hemdenserie sowie neue Blusen-Modelle unter dem Namen „Ackel Woman“. Mit „Ackel goes Campus“ soll zukünftig auch an die Studierenden gedacht werden.

Im Jahr 2008 trafen den damals 83-jährigen Viktor Ackel schwere Schicksalsschläge. Den Tod seiner Frau bezeichnete er als seinen größten Verlust. Er hatte Ingeborg Schlingmann aus Bremen bei der Kur im Schwarzwald nach dem Krieg kennengelernt.

Nach zwei Schlaganfällen, erzählt Andreas Ackel, habe sich sein Vater zurückgezogen und ganz auf die Familie konzentriert. Am liebsten seien ihm jetzt kleine Gesellschaften mit einem guten Rotwein und mit einer Zigarette. Auch sein Neuzugster wird ganz im Kreis der Familie mit Enkeln und Urenkeln gefeiert.

„Er ließ sich nie unterkriegen.“
 Andreas Ackel über seinen Vater Viktor Ackel



Viktor Ackel mit Sohn Andreas und Enkelin Vera Ackel. Bild: Metz